

DAS BILD MIT DEM WALDRAND



HANS WATZLIK

ngiyaw  eBooks

Hans Watzlik
Das Bild mit dem Waldrand
Erzählung

Aus: Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens,
Herausgeber Georg von Holzbrinck, Band März
»Künstler und Frauen«, Deutsche Verlags-Expedition,
Stuttgart, 1938

Bibliothek von ngiyaw eBooks
Transkribiert von Lars Dangel

Illustration: Caspar David Friedrich, Der Abend
(bearbeitet)

Das Bild mit dem Waldrand

Die große Landschaft, die der Maler vor kurzem vollendet hatte, hing nun in einem breiten, stillen Goldrahmen. Sie stellte eine rätselhaft im Mittagslicht stehende Waldwand mit der Vorhut niederen Gebüsches und einer Grasfläche dar.

»Ich liebe dieses Bild sehr«, sagte der Künstler zu seiner jungen Frau. »Es hat sich seltsam schwer von mir gelöst. Es hat getan, als begehre es, in mir verborgen zu bleiben, den Menschen unbekannt und unbestimmt wie ein nebelhafter Traum.«

Bei diesen Worten zog er das Gemälde leise von der Wand weg und sah dahinter, als suche er etwas.

Die junge Frau lächelte. »Du benimmst dich wie eine Katze, die sich im Spiegel sieht. Sie tappt auch hinter das Glas, als müsse es dort etwas geben.«

Er trat einige Schritte zurück und versenkte sich sinnend in sein Werk.

»Es ist nicht zu glauben, dass die Landschaft hier bloß Oberfläche ist«, sagte er halblaut. »Sieh einmal diese Tiefe!«

»Ja, man möchte fast auf dem schmalen Graspfad

dort hineingehen«, erwiderte sie.

»Lebt nicht hinter dieser Mauer von Bäumen etwas Merkwürdiges?« fragte er, sich selber zugekehrt. »Ein fremder Garten? Ein sagenvolles Felsenland? Ein feierlich ziehender Fluss, darüber goldene Vögel fliegen? Oder gar das Meer? Oder eine graue Stadt, darin sich eben ein König krönen lässt? Oder eine Fabrik, aus deren stolzen Schloten schwarzer, düsterer Rauch dringt?«

»Es ist fast so«, sagte die Frau. »Man darf nicht lange hinschauen.«

Er fragte plötzlich: »Hast du dich als Kind nicht auch oft geseht, in ein Bild hineinzusteigen, eine Blume daraus zu pflücken und der stummen Welt drinnen anzugehören als ihr Teil?«

»Nein«, sagte sie verwundert, »das habe ich nie begehrt. Ich bin immer mit der Welt draußen zufrieden gewesen.«

»Ich erinnere mich an das Bildnis eines auf grünem Rasen tanzenden, reizvollen Mädchens«, fuhr er fort. »Damals — ich war noch sehr jung — wünschte ich mir nichts herzlicher, als auf diesen gemalten Rasen entrückt zu werden und das Mädchen wie etwas Leibliches zu haschen und zu küssen, jenes Mädchen, das durch den tiefen Abgrund des Scheins

unerreichbar vom Leben getrennt war. Ach, die Mädchen, die ich in meiner Jugend geliebt habe, sind unwirklich und in Bilder gebannt gewesen.«

Die Frau wurde von einer dunklen Unruhe ergriffen. »Heinrich«, bat sie, »sieh nicht immer dieses Bild an! Wir wollen hinaus in die Sonne gehen. Wir Menschen sind doch für die Wirklichkeit geschaffen, und träumen soll man nur im Schlaf.«

»Nein«, sagte er, »das Schönste, was dem Menschen geschenkt ist, ist der Wachtraum.« Er deutete scheu auf das Gemälde. »Da liegt das Land, aus meiner Seele gewachsen. Ich darf es nur von Ferne schauen. Niemals betrete ich es, wie heftig auch es nach mir ruft. Ich ahne, hinter dieser Waldwand vollzieht sich alles Wunder. Dahinter besteht etwas, das Heimat und Fremde zugleich ist. Aber das Werk, seinem Schöpfer entfremdet, weist mich ab. Oh, könnte ich das Gebüsch dort teilen, dieses Grün durchdringen, durch die hohen, feierlichen Stämme wandern, bis mich die Bäche empfangen und zu dem See geleiten, der dahinter schimmert, und zu den weißen, schönen Menschen, die dort ruhen und von mir wissen und von mir reden und vielleicht auch erwarten. Oh, unter sie mich begeben, mit ihnen ein anderes, ein köstlicheres Dasein führen mit anderen Früchten, in anderen Lüften!«

Schwärmerisch, mit offenen Armen näherte er sich dem Bild.

Die Frau streckte angstvoll die Hand nach ihm aus, als wolle sie ihn vor etwas Tödlichem zurückhalten.

Aber er war ihr schon entglitten. Er wanderte schon in dem Bilde drin, bildhaft und lautlos ging er dem gemalten Walde zu.

An seinen Knien wallte das schlanke Berggras. Gebüsch teilte sich wie eine schmale Pforte, nahm ihn auf und verschloss sich hinter ihm. Einen Augenblick schattete sein Leib noch durch das Laub. Dann verschwand er im Duster des Waldes. Und alles lag wieder in der leblosen Ruhe des Bildes.

»Heinrich!« rief die Frau entsetzt, sie lief in den Nebenraum und wartete, als müsse der Künstler dort aus der Mauer treten.

Sie lief durch die Zimmer. Alles, alles leer!

Sie tritt wieder vor das Bild. Es hat den Gatten in sich aufgenommen, sie hat es mit den eigenen Augen gesehen. Den Grassteig dort ist er geschritten, durch jenes Strauchwerk. Er kann nicht weit sein, ihre Stimme muss ihn noch erreichen. »Heinrich, lass mich mit dir gehen!«

Sie rennt das Bild an, sich den Eingang zu erzwingen. Doch die Landschaft bleibt verschlossen,

unzugänglich, stumm. Sie ist nur Fläche, nur Firnis, Farbe, Leinwand. Keine Tiefe, keine Welt steht dahinter.

»Komm zurück!« bettelt sie. Sie horcht, ob nicht das Laub rausche von seiner Wanderschaft, ob nicht ein Stein erklinge unter seinem Schuh, ob nicht sein Gruß, sein Lied aufflattere.

Die Dämmerung kommt. Die Leuchtkraft des Bildes versiegt, es verdunkelt sich. Es hängt erloschen.

Nun wandert der Geliebte durch den finstern Wald, darin ihm die Wege fremd sind. Nicht Mond, nicht Stern ist darin, und der trägt kein Licht bei sich. Und vielleicht ist es ein Land der Gefahren, die Otter schießt ringelnd an seinem Fuß empor und Löwen erheben sich vor ihm und setzen an zum Sprung.

Schwarz und unkenntlich hängt das Bild.

Der Maler galt als verschollen.

Die Leute erinnerten sich, dass er oft ganz verrückte Reisepläne geäußert hatte. Das Sargassomeer hatte er besuchen wollen, ein Meer im Meere, eine schwimmende Wildnis aus Tang, undurchdringlich; dazwischen offene Straßen mit geheimnisvoll strömenden Wassern von kühler Klarheit, die den

Blick bis auf die letzte, wildeste Tiefe hinabdringen lässt; und in dem rasend wuchernden Meeresunkraut unentrinnbar verstrickt abenteuerliche Schiffsruinen, hundert und hundert Karawellen, die in keinen Hafen mehr heimkehren, im Takelwerk die bleichen Gerippe der einstigen Bemannung, zerfetzt die müden Segel; Rümpfe uralter Seeräuberschiffe, den Kielraum schwer von allem Gold des untergegangenen Reiches der Römer. Und Wälder hatte der Maler entdecken wollen, die schwül und unerhört üppig unter dem Gleicher liegen, gesperrt mit Schlingpflanzen, geziert mit mächtigen, grell phosphorenden Blumen, verfallenden Tempeln und erschreckend weißen Götzenbildern, und die Ferne gesäumt mit der Kette der blauen, rauchenden Vulkane. — Vielleicht war der Maler eben auf der Fahrt in solche Länder.

Seine Frau konnte nicht aussagen, wohin er gereist war.

Sie lebte nur noch dem Gemälde.

Dann kamen reiche Männer und boten ihr viel Geld dafür, denn es war ein sehr kunstvolles und sinnenschönes, rätselhaftes Werk. Sie wies die Käufer immer mit der Gebärde tiefsten Entsetzens zurück.

Sie begann seitdem mit dem Bild zu spielen. Sie bekränzte es und ließ nachts Kerzen in hohen

Leuchtern davor brennen. Sie sang davor mit ihrer dunklen, trauervollen Stimme die Lieder, die der Verschollene geliebt hatte. Aber er ließ sich nicht aus dem Bilde locken, dass er heimkehre in ihre sehnsüchtigen Arme.

Sie legte ihr Ohr an die kühle Leinwand. Oft war ihr, es zirpe ein schüchterner Vogel fern in dem gemalten Wald. Als lispelte ein Blatt. Als schliche ein Nachttier. Als klinge ein Bach auf. Oft war alles so zaubernahe, als wolle die jenseitige Welt die verschlossene Waldwand durchstoßen.

Alles nur Täuschung, hohle Täuschung! Die Frau seufzte. Das Geräusch war nur in ihrem eigenen Kopf gewesen, in der Höhlung des überreizten Ohres. Oder es hatte nur eine wachgewordene, verirrte Mücke im finstern Zimmer so fein gesungen. Alles nur Täuschung! In dem Bild war ja kein lebendiges Holz, kein Atem der Blumen, kein Vogelherz. Es war ein ödes Ding, unbeseelt wie die kalte Mauer, daran es haftete.

Aber dennoch ist der Geliebte innerhalb dieses goldenen Rahmens, er wandert und ruht darin und erfährt darin das begehrte Wunder. Und sein Weib hat er vergessen.

Was sollte sie tun? Das Bild den Flammen

übergeben, dass er gezwungen würde, aus dem trennenden Wald wieder in die Welt heraus und zu ihr zu fliehen?

Oh, wer sorgt sich jetzt für ihn und betreut ihn, der lebensunerfahren und in sich verloren einst den andern lächerlich gewesen? Schmiegt sich jetzt ein Waldtier an ihn? Fügen sich andere Frauenlippen an seinen Mund? Oder lebt er unter Geistern? Lebt er überhaupt noch?

Tot starrt die Landschaft von der Wand, tot sind ihre Bäume, tot das Gras des Vordergrundes; ewig starr schwebt die Wolke an dem unveränderlichen Himmel. Kann ein Mensch dort drinnen leben, wo nicht Luft ist und nicht Quell und nicht Brot? Wo keine Zeit ist und nur nichts und immerwährend nichts?

Ach, Heinrich ist ja schon längst gestorben. Dort jener leise Glanz an dem niedergetretenen Gras ist die letzte Spur von ihm.

Lange Zeit floss hin. Der blasse Winter, der dunkle Sommer, sie kamen, sie gingen. Die Frau wurde alt. Ihr Haar wurde silbern. Das Bild verharrte unwandelbar in dem schönen Glanz, den es einst in

den Stunden einer Vollendung gewonnen.

Sie saß davor und wartete. Einmal nachts schattete es in dem Bild auf, das Gebüsch wankte, das schlanke Berggras bewegte sich, und der Maler trat aus dem Bild wie aus einer Tür.

Sein Gang war mannesfrisch, seine Stirn heiter und sonnenbraun, sein Haar jung. Im Auge wob ihm noch der Glanz eines anderen Daseins, das kein Altern kennt.

»Das ist ein herrlicher Tag gewesen!« rief er, und es war noch die warme Stimme von damals. »Jetzt aber wieder ans Werk!«

Er sah die greise Frau auf sich zuwanken. »Wer bist du?« staunte er und suchte in ihren Zügen.

Sie blickte ihn erschüttert an. Sie wusste, dass sie ihn verloren hatte. Sie stammelte: »Ich — will deine Mutter sein!«

Und dann ging ein heißer, schmerzlicher Riss durch ihre Seele, und sie erwachte aus schönem und qualvollem Traum.

Die einsamen Kerzen erhellten das unbarmherzige Bild.

Die Frau krampfte die welken Finger darein.

Aber es blieb verschlossen.
